

PERSONEN

Thomas GIL

Pererga Verlag, Berlin 2004

97 Seiten

ISBN 3-937262-11-3

Nicht zuletzt die Praxis der sogenannten verbrauchenden Embryonenforschung hat in jüngerer Zeit zu einer Diskussion um Lebensanfang und –ende des Menschen erneut Anlass gegeben.

Vor diesem Hintergrund hat sich Thomas GIL, seit 1998 Professor für Philosophie an der TU Berlin, in seinem im Juli 2004 erschienenen Buch „Personen“ vorgenommen, „den Personenbegriff systematisch zu klären“ (S. 8).

Diesem Anspruch gerecht zu werden holt GIL zunächst weit aus. Nach einem ersten Kapitel, das der Frage nachgeht, „woraus die Welt besteht“ (S. 8), befasst er sich mit „Auffassungen des Personseins“ in der Antike, um sich sodann menschlicher Lebenswelt als „Handlungssubjekte[n] und Systeme[n]“ zuzuwenden. Über die folgenden zwei Kapitel, in denen er der Fragilität menschlicher Lebewesen einerseits und der Autonomie von Personen andererseits nachsinnt, stößt er zuletzt zur „Dialektik personalen Lebens“ vor.

Zu Beginn nimmt GIL eine erste Abgrenzung von Personen gegenüber anderen Entitäten, den „Einzeldingen“ (S. 12), vor: für Personen sei das Haben des Körpers deren Konstituiert-Sein durch diesen Körper. (S. 16) Menschen als Personen zeichneten sich weiters, auf der Basis einer prädikativen Sprache, insbesondere durch Rationalität und Freiheit aus. (S. 20)

Im zweiten Kapitel seiner Untersuchung befasst sich der Autor mit den „Auffassungen des Personseins“ bei HOMER und PLATON.

Dies muss insofern verwundern, als sich das der heutigen Debatte zugrundeliegende Verständnis des Begriffes „Person“ auf einer Konzeption der Neuzeit fundiert und sich in

seiner begrifflichen Grundlage der scholastischen Christologie und Trinitätstheologie des Mittelalters verdankt. Eine annähernd der heutigen vergleichbare Verwendung von „Person“ im Sinne einer „dynamische[n] substantielle[n] Einheit“ (HONNEFELDER) gar ist frühestens mit Boethius' Definition als einer *naturae rationalis individua substantia* und damit etwa 900 Jahre nach PLATON zu verorten.

All dies findet sich bei GIL nicht; somit holt auch seine wiederholte Feststellung, dass HOMER eine „Persönlichkeit“ als „integriertes Handlungszentrum“ (S. 26) noch nicht kennt, mangels begrifflicher Klarheit den erklärten systematischen Anspruch hier nicht ein.

In den folgenden Kapiteln wird nun v. a. der philosophische Hintergrund des Autors, insbesondere der der Handlungs- und Rationalitätstheorie spürbar.

Wenn GIL sich mit Personen im Sinne von Handlungssubjekten befasst, so lässt er vornehmlich Theorien cartesianischer Provenienz zu Wort kommen, spricht die von ihm vorgestellten Positionen kreisen fast ausschließlich um das Zentrum der Problematik, die einer gedachten Trennung von Körper und Geist inhärent ist. Diese Dialektik rückt nur dort in den Hintergrund, wo GIL sich mit Sozialtheorien wie der vom „homo oeconomicus“ respektive dem Modell des „rational choice“ befasst.

Insgesamt lässt sich aus GILS Darstellung eine Präferenz des Autors für ein Verständnis der Wirklichkeit als hochkomplexem System untereinander interdependenter sozialer Subsysteme ablesen.

Die Zerbrechlichkeit, die GIL im weiteren dem menschlichen Lebewesen als Individuum attestiert, lässt ihn ein – im Fortlauf des Gesamttextes an dieser Stelle durchaus überraschendes – normatives Postulat formulieren: „[S]elbst wenn wir nicht immer präzise [...] sagen können, was Personen sind, [...] ist es

praktisch äußerst wichtig, dass wir bestimmte Lebewesen als Personen behandeln und diesen Lebewesen den Status von Personen zuschreiben.“ (S. 58)

GIL fordert also einen „askriptiven“ (ebd.) sprich zuschreibenden Personbegriff; den argumentativ fundierten Nachweis dafür, dass ein solcher Begriff „praktisch enorm wichtig“ ist und „viel Sinn [macht]“ (ebd.), bleibt der Autor dabei ebenso schuldig wie er es versäumt, auf den augenfälligen Unterschied zwischen den Möglichkeiten einer bloßen Zuschreibung des Personstatus versus dessen Anerkennung als etwas dem Menschen als solchem bereits gegebenen hinzuweisen.

Tatsächlich hätte ja eine bloße Zuschreibung des Personstatus nicht zuletzt im Hinblick auf daraus ableitbare Rechte weitreichende Konsequenzen. Auch besteht über die Adressaten einer solchen Zuschreibung keinesfalls ein Konsens.

Folgerichtig kann GIL dann auch zu dem Ergebnis kommen, dass wir durch „diese askriptive Begriffspolitik [...] den Personbegriff so ausdehnen [können], dass er auf Schimpansen, Orang Utans und Gorillas angewandt wird.“ (S. 59)

Die Überlegungen, die GIL im weiteren noch zur Autonomie von Personen, der ihnen auferlegten Dialektik von Bestimmtheit und Bestimmenkönnen und zur Reflexivität menschlichen Wollens anstellt, indem er unter anderen den Ansätzen Jean-Paul SARTRES und Harry FRANKFURTS folgt, tragen zur Klärung dieser grundsätzlichen Fragen wenig bei.

Offenbar fasst GIL menschliches Leben intuitiv als personales Leben auf; wenigstens erfährt der Begriff „Person“ im Hinblick darauf, was er im Unterschied zum Begriff „Mensch“ (bzw. „Menschenaffe“) meinen könnte, insgesamt keine nähere Differenzierung. Ob der zahllosen Referenzen auf verschiedenste philosophische Entwürfe zur Anthropologie fühlt sich der Leser bei der Lektüre von GILS Buch mitunter in die „wohltuende Anarchie des philosophischen Seminars, in der nur

das Argument zählt“ versetzt, von der Robert SPAEMANN einmal im Zusammenhang mit der Diskussion um die Embryonenforschung gesprochen hat (ZEIT, 4/2001).

Allein, da das Argument in der Gesamtschau dieser Entwürfe wenig zählt, vermag dieser teils durchaus unterhaltsame Ausflug ins rein akademisch Spekulative einen Erkenntniszuwachs nicht zu leisten.

A. BERNHARDT

LANGZEITBEHANDLUNG WACHKOMA. EINE HERAUSFORDERUNG FÜR BETREU- ENDE UND ANGEHÖRIGE

Anita STEINBACH, Johann DONIS

Springer Verlag, Wien 2004

141 Seiten

ISBN 3-211-21189-6

Wer je mit Patienten im Wachkoma konfrontiert worden ist, hat auch erfahren, welche immense Anforderungen rund um das Krankenlager an PflegerInnen, ÄrztInnen, Angehörige, ja das gesellschaftliche Umfeld aller dieser gestellt werden. Die hier gewählte Reihenfolge in der Aufzählung der involvierten Personengruppen kommt nicht von ungefähr, wenngleich die Ärzte besonders am Beginn gefordert sind, wenn es (noch) um die Definition, Differenzierung und Prognose des Zustandes geht. Dann aber übernimmt ein hochspezialisiertes Pflegepersonal die Patienten – und damit auch alle und alles, was an diesen „hängt“ (im vielfältigen Sinn des Wortes).

Das vorgelegte Büchlein – das sei hier gleich vorweggenommen – ist ein Glücksfall an Sachkundigkeit, klugem Aufbau, übersichtlicher Gliederung und ansprechender Diktion. Es atmet die tägliche Erfahrung einer hochkompetenten Diplompflegerin (Anita STEINBACH) und des Abteilungschefs (Primarius Johann DONIS) von der Apalliker Care Unit an der Neurologischen Abteilung des Geriatriezentrums am Wienerwald (Wien).

Die historischen Hintergründe des apallischen Syndroms werden ebenso kurz und verständlich dargelegt wie die heute gültige Differenzierung nach der Genese: traumatisch oder anoxisch/non-traumatisch, die davon abhängige Prognose wie auch die prinzipiell mögliche, wenn auch langwierige und nur in kleinen Schritten erfolgende Besserung, deren Objektivierung anzustreben, nicht immer aber möglich sei.

Wenn dieses erste Viertel des Büchleins schon viel zu bieten hat – besonders für fortbildungsbeflissene Leute aus dem medizinischen und pflegerischen Dienst –, so tritt ab nun die Rolle der Angehörigen ins Zentrum des Interesses. Dies geschieht wieder in einer nüchternunaufdringlichen Weise, die dennoch von aller Empathie getragen erscheint und hochkomplexen Faktoren und ihren Zusammenhängen gerecht wird. Selten findet man „praktische“ Psychologie in einem so heiklen Bereich so umfassend und einprägsam dargestellt.

Die zweite Hälfte des Buches enthält eine Darlegung der Strukturen und Konzepte,

welchen die therapeutischen und vor allem pflegerischen Maßnahmen folgen. Hier dürfte sich auch manch erfahrenen Klinikern und berufserfahrenen Pflegern interessantes Neuland erschließen!

Im umfangreichen Anhang wird schließlich das Handwerkszeug für die praktische Umsetzung in der täglichen Arbeit, für die Unterweisung (Pflegeaus- und Fortbildung) und Qualitätskontrolle geliefert – wahrlich ein hochrühmliches Unterfangen, das dem durchgehenden Prinzip der Schrift entspringt: Arbeit mit den Patienten (und nicht nur für sie), Arbeit mit dem Team (und nicht für es), Arbeit mit den Angehörigen (und nicht für sie).

Bestens zu empfehlen für allgemein-medizinische und pflegerische Fortbildung, aber auch (wie von den Autoren sehr beabsichtigt) für Angehörige zur gehobenen Information und Bildung von Brücken, wenn die Kommunikation zwischen ihnen und den Betreuern gefährdet ist.

F. KUMMER